

## **INHALTSVERZEICHNIS**

<b>I. „DE NOBIS IPSIS SILEMUS“</b>	<b>3</b>
1. „Wissenschaft als Beruf“	3
2. „Der blinde Prophet und seine ersten Jünger“ (Martin Hecht)	5
<b>II. „HEIMAT WISSENSCHAFT“</b>	<b>7</b>
1. Das „Haus der Wissenschaft“	7
2. Riesen und Zwerge	9
<b>III. MEIN „KULTURPROTESTANTISMUS“ – SELBSTKRITISCH GESEHEN</b>	<b>9</b>
1. Familiäre Prägung	9
2. Prägung und wissenschaftlicher Werdegang	10
3. Selektive Mechanismen	11
<b>IV. DAS „ABENTEUER FORSCHUNG“ - JENSEITS DES ELFENBEINTURMS</b>	<b>13</b>
1. Parteienforschung in den 60er und 70er Jahren	13
2. Nahe am Machtzentrum der CSU	14
3. Dramatischer Wendepunkt	17
4. Diffamierung und Mißgunst in der Wissenschaft	19
5. Verschlusstudien	19
<b>V. SPITZEL, STASI, CARABINIERI</b>	<b>20</b>
1. Von Spitzeln umgeben	20
2. Zwischen Scylla und Charybdis	22
3. Wissenschaft im Schutze von Maschinengewehren	23
<b>VI. DIE PASSAUER JAHRE UND KONFLIKTE</b>	<b>24</b>
1. Eine investigative soziologische Intervention – Der „Madonnenstreit“	24
2. Reiche Jahre	26
<b>VII. FÜR EINE AUTONOME WISSENSCHAFT</b>	<b>27</b>
Anmerkungen	29
Literaturverzeichnis	35
<b>ANHANG</b>	
Werkverzeichnis Alf Mintzel	Anhang S. 45

**Univ. Prof. Dr. Alf Mintzel**

**- Abschiedsrede -**

**„Wissenschaft als Beruf“:**

**Erfahrungen und Reflexionen eines Grenzgängers.**

**„De nobis ipsis silemus“**

(„Von uns selber schweigen wir“)

Francis Bacon: Instauratio magna. Praefatio,

zit. nach Immanuel Kant)

Magnifizenz,

Spectabilis,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,

liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen,

sehr verehrte Damen und Herren, liebe Freunde, liebe Familie!

Ich freue mich, daß Sie so zahlreich zu meiner Verabschiedung gekommen sind.

## I. „De nobis ipsis silemus“

### 1. „Wissenschaft als Beruf“

„De nobis ipsis silemus“: „von uns selbst schweigen wir“<sup>1</sup>. Dieser Satz und Vorsatz, den der englische Empirist Francis Bacon geprägt hat, weist auf eine Grundregel für den Wissenschaftler und seine Arbeit hin. Nach herrschender Auffassung geht es in der modernen Wissenschaft nicht um die Befindlichkeiten und privaten Lebensphilosophien der Wissenschaftler, nicht um Person und Amt, sondern um die Sache des Erkenntnisgewinns und um die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit. Über uns selbst sollen wir schweigen. Unsere Arbeit und Leistung zu würdigen, ist Angelegenheit anderer.<sup>2</sup> Dennoch durchbreche ich mit meinem Abschiedsvortrag diese Regel. Ich werde mich heute in meiner Rückschau auf 41 Jahre Universitätsleben dem klassischen Max-Weber-Thema „Wissenschaft als Beruf“ widmen.<sup>3</sup> Soweit dies in einem Vortrag möglich ist, ziehe ich eine persönliche Bilanz und versuche selbstreflexiv und selbstkritisch Rechenschaft abzulegen über meine Grundmotive und Leitideen, Wissenschaft zu betreiben, über meine Leidenschaft zur Wissenschaft und über die „Errata“, die einem in diesem Beruf unausweichlich unterlaufen.

Bevor ich beginne, das „Abenteuer Wissenschaft“, so wie ich es erlebt habe, zu schildern, muß ich schon im voraus um eine Generalabsolution und um Nachsicht bitten. Ein Kollege hat mir vor vielen Jahren – es war wohl im Rahmen des sog. Madonnenstreits – in freundlicher Absicht empfohlen, mehr Gelassenheit, mehr Weisheit und mehr Würde zu zeigen. Dann könne ich so manches in einem anderen Lichte sehen. Ein anderer liebenswerter, von mir hochgeschätzter Kollege dieser Fakultät meint, den „Kobold Mintzel“ müsse man möglichst in der Flasche halten, damit er nicht sein Unwesen, sagen wir einmal freundlicher, seine „Späße“ treiben könne. Den Kobold vermag ich heute Abend wahrscheinlich in der Flasche zu halten. Vielleicht gelingt es mir auch, Gelassenheit zu bewahren. Aber um Weisheit und Würde, so befürchte ich, werde ich mich noch viele Jahre bemühen müssen. Weisheit wird allerdings auch als Altersschwäche der Greise bezeichnet. Ich habe also mit zunehmendem Alter noch Chancen, an Weisheit zu gewinnen.

Die strikte Trennung von Person und Sache ist, worauf ich im folgenden noch näher eingehen werde, ein neopositivistisches Postulat, das wissenschaftstheoretisch fraglich geworden ist. Es gibt nach wie vor gute Gründe für die Trennung der „Psychologie der Forschung“ und der „Logik der Forschung“, der Trennung also von persönlichen Motiven, Vorlieben und Sichtweisen und den eigentlichen Erträgen wissenschaftlicher Arbeit. In der Wissenschaftstheorie und in der Methodologie der empirischen Sozialforschung

unterscheiden wir die Entstehungszusammenhänge, die Begründungszusammenhänge und die Verwertungszusammenhänge wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung und -verwertung.<sup>4</sup> Die „Fabrikation von Erkenntnis“ und die Verwertung von Wissenschaft ist hoch kontextgebunden.<sup>5</sup> Ich will sie aber heute Abend nicht mit abstrakter Methodologie wissenschaftlicher Forschung langweilen, sondern die hohe Kontext- und Situationsgebundenheit an konkreten Erfahrungen aufzeigen.

In jüngster Zeit werden in der modernen Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte die mannigfachen Wechselbeziehungen zwischen der Herkunft und der Lebensgeschichte und den sachlichen Arbeitserträgen eines Forschers wieder mehr in den Vordergrund gerückt. So finden wir im Sonderband 11 der „Sozialen Welt“, unter dem Titel „Soziologie als Beruf“ die „Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration“ abgedruckt.<sup>6</sup> Die Altersspanne der 22 Kollegen, die mit autobiographischen Beiträgen vertreten sind, reicht von 1914 bis zum Jahre 1930.<sup>7</sup> Ich gehöre zum Jahrgang 1935 und sehe mich im Übergangsfeld zwischen der Nachkriegsgeneration, die bis spätestens 1970 in soziologische Hochschulprofessuren eingerückt ist, und der nachfolgenden Generation, die den Zweiten Weltkrieg und die unmittelbare Nachkriegszeit nur mehr vom Hörensagen kennt. Ich stehe der Kriegs- und Nachkriegsgeneration aufgrund meiner Erlebnisse näher als der nachfolgenden Generation. Lassen Sie mich zunächst auf Erfahrungen der „Zwischen“-Generation hinweisen, der ich angehöre.

Im Zweiten Weltkrieg mußte ich nach Siegen der Deutschen Wehrmacht auf dem Schulhof zum nationalsozialistischen Flaggenappell antreten und das Horst-Wessel-Lied singen. Nach dem verheerenden Luftangriff vom 2. Januar 1945 ging ich mit meinem Großvater durch das noch brennende Nürnberg, um meinen Vater zu suchen.<sup>8</sup> Im März 1945, kurz vor Kriegsende, durchquerte ich mit meinem Großvater in einem Gewaltmarsch die Frontlinie der kämpfenden US-Divisionen, die auf dem Vormarsch auf Thüringen waren.<sup>9</sup> Am 20. April 1945 erlebte ich die Besetzung der Oberpfalz. Im Juni 1945 erhielt ich in Nürnberg von der US-Militärregierung meinen ersten „Registrierschein“ mit der strikten Auflage, die Stadt nicht zu verlassen.<sup>10</sup> Mein Schulweg zum provisorisch eingerichteten Melanchthon Gymnasium in Nürnberg führte durch Ruinen.<sup>11</sup> Hunger, Stromsperrern, Schwarzmarkt, Kälte, Einquartierung, Nöte waren alltägliche Erlebnisse. In den Jahren 1947/48 begann die US-amerikanische Re-Education-Politik mein Denken für den Wertekanon der liberalen Demokratie zu öffnen. Später, in der neugegründeten Bundesrepublik, gehörte ich zu den sogenannten Weißen Jahrgängen, die von der Wehrpflicht befreit waren.

Mein Vater war von 1947 bis 1949 Verteidiger im Nürnberger Kriegsverbrechertribunal, im sog. Wilhelmstraßen-Prozeß.<sup>12</sup> Er war von den Amerikanern eingesetzt worden und konnte als „Attorney“ vor US-amerikanischen Gerichten auftreten.<sup>13</sup> Schon in dieser Zeit begannen meine ersten riskanten „Abenteuer“. Ich schmuggelte als Sohn des Attorney im Auftrag der Verteidigung Kassiber in das Gefängnis. Die schwarzen US-Bewacher, die mit Maschinengewehren vor den Türen postiert waren, ließen mich unbehelligt durch. Diese frühen Erlebnisse sollten mich 30 Jahre später, als ich 1978 in den USA in den National Archives in Washington D.C. und in Maryland am deutsch-amerikanischen OMGUS-Projekt mitarbeitete<sup>14</sup>, wieder einholen. Ich komme darauf noch zu sprechen.

Späte Kindheit und frühe Jugendzeit lagen folglich noch vor der Zeit des westdeutschen Wirtschaftswunders, sie fielen in die Zeit der Besatzungszonen und des Mangels.

Was mich aber ebenfalls nachhaltig geprägt hatte, war, in Bayern zur Welt gekommen und aufgewachsen zu sein, und dies als Protestant an Schnittstellen der konfessionellen Milieus und im geschlossenen katholischen Konfessionsraum. Es liegt also im Hinblick auf den späteren Sozialwissenschaftler Mintzel geradezu in der Passauer Luft, das klassische Max-Weber-Thema umzuformulieren und über „Die protestantische Ethik und den akademischen Geist“ zu sprechen.<sup>15</sup>

## **2. „Der blinde Prophet und seine ersten Jünger“ (Martin Hecht)**

Es waren dann auch just Titel und Thesen eines Artikels in der „SZ am Wochenende“, einem Beiblatt der Süddeutschen Zeitung, die mich im Juni 2000 gereizt haben, heute Abend über meine beruflichen Erfahrungen und Reflexionen zu reden. Der ebenso provokative wie geistreiche Titel „Der blinde Prophet und seine ersten Jünger“<sup>16</sup> hat mich geradezu herausgefordert, über meine Arbeit als Wissenschaftler in Form einer Bilanz nachzudenken und auch darüber zu sprechen, worüber Wissenschaftler in der Regel nicht sprechen.

Der Publizist Martin Hecht hatte aus Anlaß des 80. Todestages Max Webers in seinem Artikel dem großen Soziologen vorgeworfen, blind für seine eigene „Ursprungsmotivation“ gewesen zu sein.<sup>17</sup> Es sei Max Weber „nie eingefallen, einen Aufsatz mit dem Titel »Die protestantische Ethik und der akademische Geist« zu schreiben. Seine Sichtweise hätte es ihm auch verboten „sich selber zu erkennen“<sup>18</sup>. „Als einem protestantisch-ethisch durchdrungenen Forscher (sei) es (Max Weber) Zeit seines akademischen Wirkens nie in den Sinn gekommen, genau dieselben Fragen, die er (...) hartnäckig in seiner Religionssoziologie an die frühen

Vertreter des kapitalistischen Geistes gerichtet hatte, einmal an sich selbst zu stellen – als Repräsentant eines spezifischen Milieus.“<sup>19</sup> Hecht attestierte Weber „einen Mangel an selbstreflexivem Erkenntnisvermögen“ und „intellektuelle Blindheit“<sup>20</sup>. Der große Soziologe und Klassiker hätte es „versäumt, die Konsequenz aus seinem Forschen zu ziehen“, nämlich „seine historische Motivationspsychologie auf sein eigenes Terrain, die moderne Wissenschaft, und auf sich selbst als forschenden Menschen zu beziehen. Max Webers Wahrheiten“ seien „dadurch eines wesentlichen beraubt: der Wahrheit der religionspsychologischen Funktion der Wissenschaft für den modernen Menschen.“<sup>21</sup> Und dies gelte heute für alle „Max-Weber-Jünger“:

„Viele Mechanismen, denen Weber zum Opfer fiel, lassen sich auch noch heute auf einen Großteil der unermüdlichen Forscher innerhalb der »Weber-Industrie« übertragen. Der deutsche Kulturprotestantismus ist – zumal in akademischen Kreisen – ein noch immer sehr vitales Milieu. Die akademischen Entrepreneure rackern hier noch immer so rastlos und ertragreich wie kaum sonst wo. Traditionell legte sie sich ins Zeug, auf dass dem deutschen Katholizismus schwindeln musste, kommt er in die Verlegenheit, seine akademischen Rekordhalter aufzuzählen.“<sup>22</sup>

Hecht übersieht jedoch meines Erachtens, daß Max Weber einer Gelehrten generation angehörte, die dem eingangs zitierten ehernen Prinzip, „De nobis ipsis silemus“, hoch verpflichtet war.

Der Artikel Martin Hechts hat mich indes dazu angeregt, mich selbstreflexiv und selbstkritisch mit meinem eigenen „Kulturprotestantismus“ und seinen möglichen Blindstellen auseinanderzusetzen. Und dies in dreifacher Hinsicht: erstens unter dem Gesichtspunkt eines familiengeprägten geistigen Milieus mit seinen wertgesättigten „Selbstverständlichkeiten“, zweitens unter dem Gesichtspunkt der „Psychologie der Forschung“ im Sinne einer wertgesteuerten Selektivität und Akzentuierung im Forschungsprozeß und drittens unter den Gesichtspunkten spezifischer Blindheiten und Irrtümer.

Ich werde zudem über die besonderen Forschungsbedingungen der 60er und 70er Jahre berichten. In der historischen Fachliteratur zur Bayerischen Landesgeschichte ist im Hinblick auf mein ehemaliges „CSU-Archiv“ von der „geheimnisumwitterten Sammlung“ Mintzel die Rede, um die sich Gerüchte und Legenden ranken.<sup>23</sup> Ich werde ein paar Geheimnisse lüften, den Wahrheitsgehalt einiger Legenden aufzeigen und Gerüchte als das entlarven, was sie sind.

Mein Ururgroßvater, der Hofer Buchdrucker und Zeitungsverleger Johann Heinrich Mintzel, hat nach der Eingliederung der markgräfllich-brandenburgischen Gebiete in das Königreich Bayern am 7. Juli 1810 in seiner Zeitung, dem Hofer Wochenblatt, den Spruch Martin Luthers zitiert:

„Es ist auf Erden kein besser List,  
Denn wer seiner Zung ein Meister ist,  
Viel wissen und wenig sagen,  
Nicht antworten auf alle Fragen.  
Red wenig und mach's wahr.“<sup>24</sup>

Wahrscheinlich hätte ich besser daran getan, mich an diese Empfehlung zu halten, über einiges nichts oder nur wenig zu sagen und meine Zunge im Zaum zu halten. Aber dann wäre ich eben nicht der Professor, der, um es mit Max Webers Worten zu formulieren, mit Leidenschaft zur Sache spricht.

## II. „Heimat Wissenschaft“

### 1. Das „Haus der Wissenschaft“

**Keine der 14 Städte**, in denen ich gelebt, studiert und gearbeitet habe, ist für mich „Heimat“ geworden.<sup>25</sup> **Ich bin immer nur Gast** gewesen und werde es, wo immer ich lebe, bleiben. **„Heimat“, das sind für mich letztendlich die Wissenschaft und die Kunst** geworden, mehr noch die Wissenschaft. **In ihr bin ich zu Hause**. Im Haus der Wissenschaft habe ich am längsten gewohnt, über 40 Jahre.

Der Atomphysiker J. Robert Oppenheimer läßt in seinem Buch „Wissenschaft und allgemeines Denken“ (1958) dazu ein, in das offene Haus der Wissenschaft hineinzugehen und die vielen Räume zu besuchen. Er schildert es als ein riesengroßes, unüberschaubares und weitläufiges Haus. „Es ist weder in einer Flucht noch in einem Quadrat noch in einem Kreis und auch nicht in einer Form einer Pyramide gebaut, sondern wunderbar aufs Geradewohl, so daß es den Eindruck unaufhörlichen freien Wachstums erweckt.“<sup>26</sup> „Eines“, so sagt Oppenheimer, „gilt für das ganze Haus: Es gibt keine Schlösser, keine verschlossenen Türen. Wo immer wir hineingehen, heißen uns Zeichen und gewöhnlich auch Worte willkommen. Es ist ein offenes Haus, offen für alle, die eintreten wollen.“<sup>27</sup> Ich bezweifle das aus mehreren Gründen. In Universitäten werden Türen verschlossen – zwischen Disziplinen, in Disziplinen,

auf Korridoren. Viele Zeichen führen in den labyrinthischen Gebäuden der Wissenschaft in die Irre. Oppenheimers optimistisches Bild vom Wissenschaftler, der um der Sache und um der Erkenntnis wegen in seine Räume einlädt, wird durch die Wirklichkeit getrübt. In den Bauhütten der Wissenschaft haben sich viele geschäftige Arbeiter in Geheimlogen zusammengeschlossen. Wissenschaftler organisieren sich in Männerbünden mit demütigenden Initiationsriten, wachen eifersüchtig über ihren Pfründen, schrecken nicht vor Plagiaten zurück, bilden Zitierkartelle, betreiben Gesinnungsschnüffelei, Schwindeleien und Rufmord. Schlimme Fälle sind erst kürzlich in der Naturwissenschaft ruchbar geworden. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat dazu eine Untersuchungskommission eingesetzt. Die allzu menschlichen Eigenschaften von Wissenschaftlern habe ich in Berlin in der sog. APO-Zeit, aber auch in Passau, hier im Gewande eines außerwissenschaftlichen Traditionalismus, erleben dürfen. Als ich nach meinem Studium der Kunst in das „Haus der Wissenschaft“ überwechselte, hatte ich hohe Erwartungen. Ich betrat in meiner damaligen Vorstellung eine Walhalla, in der nur ehrwürdige, integre Geistesaristokraten lehren und forschen. Diese Illusionen sind längst verflogen.

Trotzdem ist das große, in vielen Generationen von abertausenden Wissenschaftlern errichtete Gebäude der Wissenschaft mein Haus, meine Heimat geblieben. Denn überall da, wo ich letztendlich in einem westlich aufgeklärten Sinne auf einer **Wertebasis** Wissenschaft betreiben kann, die **eine freie**, autonome wissenschaftliche Erkenntnisgewinnung ermöglicht und garantiert, da bin ich zu Hause, da ist meine geistige Heimat. In diesem Sinne machen der Wertekanon der europäischen Kultur und die institutionellen Garantien für eine freie Wissenschaft den größeren Teil Europas zu meiner Heimat. Im Hinblick auf die USA müßte ich bereits Einschränkungen machen, denn nicht in allen Bundesstaaten ist es erlaubt, die biologische Evolutionstheorie zu lehren.

Robert Oppenheimers optimistische Beschreibung des Hauses der Wissenschaft enthält ganz nebenbei einen Trost für Lehrende und Lernende. Weil das riesige Haus nicht nach einem bestimmten Plan erbaut, sondern in Jahrtausenden und Jahrhunderten gewachsen ist, findet sich darin keiner mehr leicht zurecht. Kein Wissenschaftler ist heutzutage mehr in der Lage, das alles zu lesen und auszuwerten, was jeden Tag in den vielen Fluchten, Sälen und Zimmern erdacht, geschaffen, erprobt und wieder verworfen wird. Wir alle sind Spezialisten. Jeder Wissenschaftler macht sich der Hochstapelei verdächtig, wenn er von sich behauptet, in seinem Fach auch nur einen Teil des gegenwärtigen Schaffens in der weltweiten Wissenschaft zu „überschauen“ und in seinem „Bauabschnitt“ zu „verwerten“.

## 2. Riesen und Zwerge

Im „Haus der Wissenschaft“ arbeiten Riesen und Zwerge und „Größen“ mittlerer Klasse.

**Isaac Newton** (1642-1727), einer der Großen unter den Physikern, hat 1676 seine herausragende wissenschaftliche Leistung bescheiden in eine Metapher gekleidet: „Wenn ich weiter gesehen habe, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe.“<sup>28</sup> Newton hat damit die Tatsache angesprochen, daß jeder Wissenschaftler, sei er klein oder groß, auf den Ergebnissen vieler anderer aufbaut, die vor ihm gelebt und gearbeitet haben. Er hat sich der alten Metapher bedient, die schon im Mittelalter geprägt worden war. Der amerikanische Soziologe Robert K. Merton hat in einem amüsanten Traktat 1980 die Geschichte dieser Metapher bis in das 12. Jahrhundert zurückverfolgt.<sup>29</sup> Ihr ursprünglicher Wortlaut: „Ein Zwerg, der auf den Schultern von Riesen steht, kann weiter sehen als der Riese selbst.“<sup>30</sup> Deshalb ist in der Soziologie die Klassiker-Exegese so beliebt. Die Beschäftigung mit Riesen hat so manchen Zwerg bekannt werden lassen. Auf diese Weise kann man an der Größe des Riesen teilhaben und einen kleinen Mitruhm begründen. Das Verfahren ist auch erfolgversprechend, wenn Wissenschaftler sich Größen der Geschichte zuwenden. Wir werden es deshalb in der Wissenschaft notwendiger Weise immer auch mit Zwergen – wie mir – zu tun haben.

Es ist wohl auch nicht ganz zufällig, an welchen Riesen unserer Fächer wir uns orientieren und welche Forschungsfelder wir bearbeiten. Ich hatte mich in den Auseinandersetzungen der 60er und 70er Jahre zunehmend an der wissenschaftlichen Leitfigur des auch heute noch international renommierten Klassikers Max Weber orientiert. Dabei dürfte mein familiär und fränkisch geprägter „Kulturprotestantismus“<sup>31</sup> unterschwellig mitgewirkt haben. Lassen Sie mich deshalb ein paar Worte zu dieser familiären Prägung sagen.

## III. Mein „Kulturprotestantismus“ – selbstkritisch gesehen

### 1. Familiäre Prägung

Meine Familie stammte ursprünglich aus der alten Oberpfalz. Sie war in der Reformationszeit protestantisch geworden.<sup>32</sup> Als der bayerische Kurfürst dort gewaltsam die Rekatholisierung einleitete, mußten meine Vorfahren das Land verlassen. Meine Vorfahren waren alle

überzeugte Protestanten und hatten es in den letzten 12 Generationen immer mit Büchern zu tun. Sie waren Schulmeister, Pfarrer, Buch- und Zeitungsdrucker, Verleger und Herausgeber, Buchhändler, Staatsbeamte, Lehrer und öffentliche Kommunikatoren. Allen gemeinsam war und ist bis heute das Buch, das Lesen, Schreiben und Publizieren. Die Buch-Tradition wurde bis zum heutigen Tage fortgesetzt. Mein Vater war ein Bücherwurm par excellence. Er besaß eine große Bibliothek mit vielen Tausenden Büchern und las fast täglich bis spät in die Nacht hinein.

Wenn auf eine geistige Familientradition das Etikett des „**Kulturprotestantismus**“ zutrifft, dann kann ich meine Familie dafür als ein sozialgeschichtliches Musterbeispiel anführen. Der Kulturprotestantismus und seine spezifischen Normen haben den späteren Sozialwissenschaftler Mintzel zutiefst geprägt. Aus diesem Milieu gingen bekanntlich bis in das 20. Jahrhundert hinein, vor allem jedoch im 19. Jahrhundert viele Gelehrte und Forscher hervor. Leopold von Ranke hatte die Wissenschaft noch als eine durch und durch protestantische Angelegenheit bezeichnet.<sup>33</sup>

Diesem bürgerlichen Kulturprotestantismus war in Bayern eine latente Ablehnung des bayerischen Katholizismus eigen gewesen. Umgekehrt hatte es sich nicht viel anders verhalten. Im konfessionsgeteilten Bayern waren noch in den 40er und 50er Jahren durch religiös-konfessionelle Praxen tiefsitzende Vorurteile genährt worden. Sie hatten empfindliche Abgrenzungen hervorgerufen. Erst seit den späten 50er Jahren verloren die Animositäten an Kraft und Bedeutung. Die Wertigkeiten der religiös-konfessionellen Milieus blieben indes in vieler Hinsicht als geistige Grundorientierungen und selektive Steuerungsinstanzen erhalten. Das galt für beide Seiten.

## **2. Prägung und wissenschaftlicher Werdegang**

Als ich zu Beginn meiner wissenschaftlichen Karriere Mitte der 60er Jahre an der Freien Universität Berlin die „CSU in Bayern“ als Forschungsprojekt wählte, war dies nicht „zufällig“, denn ich war in der Vor-APO-Zeit an den Universitäten Hamburg, Marburg und Berlin bereits stark politisiert worden. Aus dem „unpolitischen“ ehemaligen Kunststudenten Mintzel war ein politisch engagierter Student der Rechtswissenschaft und Soziologie geworden. Sehr rasch fand ich mich in die Konflikte und Widersprüche in Politik und Wissenschaft hineingezogen und verstrickt, ohne für diese Auseinandersetzungen gut gerüstet gewesen zu sein.<sup>34</sup> Weder hatte ich das politische Wissen und genügend politische Maßstäbe,

noch war ich in wissenschaftlichen Grundlagenfragen und in der Wissenschaftslehre soweit ausgebildet, daß ich schon eine hochreflektierte Position hätte einnehmen können.

Mein genuines Interesse an der Wissenschaft und meine berufliche Entscheidung für die Wissenschaft bewahrten mich allerdings vor einem wilden Protestaktionismus. Mitte der 60er Jahre setzte ich mich intensiv mit der modernen Wissenschaftslehre auseinander, las Karl R. Popper, Max Weber, Ernst Topitsch, Carl Hempel, Hans Albert und andere. Poppers Werk „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“<sup>35</sup> wurde für mein Denken und Handeln maßgebend, es brachte für mich grundsätzliche Orientierungen. Ich befaßte mich intensiv mit dem sog. Werturteilsstreit in der Sozialwissenschaft und wurde skeptisch und kritisch gegenüber den Ismen. Ich gewann in wissenschaftlichen Grundlagenfragen allmählich an Boden und Einsicht und fand meinen Weg in die Wissenschaft, in der ich dann relativ rasch alle Stufen und Hürden meisterte.

### **3. Selektive Mechanismen**

Doch blieben Grundzüge des Kulturprotestantismus in meiner Forschung als selektive und bewertende Momente in Kraft. In meinen Büchern über die CSU und über die politischen Kräfteverhältnisse in Bayern bevorzugte ich aufgrund meiner Wertideen und Wertbeziehungen die Position des fränkischen CSU-Gründers Josef Müller gegenüber den Ansichten altbayerischer Politiker wie Fritz Schäffer und Alois Hundhammer.<sup>36</sup> Letztere stellten für mich Prototypen des katholischen Bayerns dar, denen es um die Durchsetzung prononciert bayerisch-katholischer Politiken ging. Dem politischen Pragmatiker und Vertreter der modernen CSU, Franz Josef Strauß, stand ich aufgeschlossener gegenüber als seinen altbayerischen Gegenspielern. Bei genauer inhaltsanalytischer Prüfung meiner wissenschaftlichen Publikationen konnten Kritiker meine kulturprotestantische Sichtweise und Wertung unschwer aufdecken.<sup>37</sup>

Doch stehen solche selektive Präferenzen im Einklang mit der modernen Forschungslogik, und dies vor allem dann, wenn sie sich nicht der intersubjektiven methodischen Überprüfung und Kritik mit dogmatischer Rechthaberei versperren. Entgegen allen Mißverständnissen des methodologischen Postulats der Werturteilsfreiheit Max Webers hat dieser stets hervorgehoben: „Es gibt keine schlechthin »objektive« wissenschaftliche Analyse des Kulturlebens“<sup>38</sup>, es sind vielmehr die methodischen Regeln, mit deren Hilfe „Objektivität“ in den Kulturwissenschaften hergestellt wird.<sup>39</sup> Max Weber unterscheidet im Einklang mit der modernen Wissenschaftstheorie sinngemäß die „Psychologie der Forschung“ und die „Logik

der Forschung“. Die subjektiven Voraussetzungen, das Hineinspielen von Wertideen, das subjektive Erkenntnisinteresse des Forschers, die qualitative Färbung gesellschaftlicher Zusammenhänge, seine Selektivität und Standortgebundenheit bedeuten nicht, daß das kulturwissenschaftliche Forschen und Erkennen der individuellen Beliebigkeit des Forschers preisgegeben ist. Als Erfahrungswissenschaften müssen sich die Kulturwissenschaften den Regeln der Logik und Methoden erfahrungswissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung unterwerfen. Max Weber hält die unentrinnbare Subjektivität, Selektivität und Perspektivität kulturwissenschaftlicher Forschung und Erkenntnisgewinnung so lange für „unbedenklich“, als der Wissenschaftler weder sich noch andere über diese Voraussetzungen und Gegebenheiten hinwegtäuscht und einen vermeintlich „objektiven“ Standort und Forschungsansatz vortäuscht. Der Wissenschaftler muß, das ist sein methodisches Postulat, seine individuelle Wertgebundenheit und Ausrichtung an Wertideen offenlegen, unter Kontrolle bringen, und seine Erkenntnisziele nach den Regeln der „Logik der Forschung“ mit überprüfbareren Verfahren angehen. Er muß seine Forschungsergebnisse intersubjektiven methodischen Kontrollverfahren aussetzen.

Es galt somit meinen selektiven Kulturprotestantismus unter Kontrolle zu bringen, seine Blindstellen aufzudecken und andere Sichtweisen in meine Reflexionen mit einzubeziehen.

Jeder Wissenschaftler steht unentrinnbar in den Spannungsfeldern der Wertbeziehungen: als „**Kulturmensch**“, als (**Fach-**)**Wissenschaftler**, als **Zeitgenosse**. Jeder Wissenschaftler, der sich auf das Abenteuer Wissenschaft einläßt, muß sich auf diese inner- und außerwissenschaftlichen Wertfragen einlassen und sie reflektieren. Disziplinen wie die Zeitgeschichte, die Politische Soziologie und Politikwissenschaft geraten, je näher sie am Puls der Zeit, der Politik und Gesellschaft arbeiten, fast unausweichlich und rasch in Lagerbildungen und Fronten. In diesen Disziplinen ist stets besonders hohe Wachsamkeit, auch in selbstreflexiver und selbstkritischer Hinsicht, geboten. Die öffentlichen Auseinandersetzungen, die jüngst im Hannah-Arendt-Institut und über dieses Institut geführt wurden oder die öffentliche Kontroversen über die Preisverleihung an Ernst Nolte, sind beredte Beispiele für die Brisanz und Tragweite zeitgeschichtlicher Forschung.

## **IV. Das „Abenteuer Forschung“ - jenseits des Elfenbeinturms**

### **1. Parteienforschung in den 60er und 70er Jahren**

Untersuchen Sozialwissenschaftler gegenwärtige Verhältnisse, die internen Kommunikations- und Entscheidungsverläufe in Großorganisationen, in Verbänden, politischen Parteien und Kirchen, analysieren sie die Mißstände in wichtigen Ordnungsbereichen der Gesellschaft, dann stoßen sie rasch auf Barrieren: Türen gehen zu, Auskünfte werden verweigert, die mißverständene „Objektivität“ des Experten wird in Frage gestellt und hinter der wissenschaftlichen Absicht des Forschers werden außerwissenschaftliche Interessen vermutet. Es wird gar Spitzeltätigkeit für eine gegnerische Partei unterstellt. Man läßt sich ungern in die Karten schauen und hält sich bedeckt. Verständlicher und legitimer Weise werden unausgesprochen oder laut Fragen nach dem Standort des Forschers gestellt, nach dessen Parteizugehörigkeit, nach dessen Konfession und landsmannschaftlicher Zugehörigkeit. Sozialwissenschaftliche Forschung ist bei aller Zweckrationalität ihre Methodik zugleich ein hochempfindlicher sozialer und politischer Vorgang, der automatisch an materielle und immaterielle Interessen rührt.<sup>40</sup> Wer wie ich in den 60er und 70er Jahren die inneren Verhältnisse, die Entscheidungsstrukturen, Gruppenbildungen, Gegnerschaften, Vorstandswahlen, Arbeitsgemeinschaften, Finanzverhältnisse, politischen Strategien und taktischen Koalitionsbildungen politischer Parteien, insbesondere der CSU, untersuchte, hatte sich einer schwierigen und riskanten Aufgabe verschrieben. Der Sozialwissenschaftler, der sich an die inneren Zirkel und Entscheidungsträger einer Partei heranarbeitet, muß Sperren und Abwehrmaßnahmen überwinden.<sup>41</sup> Er muß über Jahre hinaus durch kontinuierliche Kontaktpflege ein Vertrauensverhältnis aufbauen, um „harte“ Informationen und aktuelle Daten zu erhalten. Es bedarf unter Umständen verdeckter Methoden, der zeitweisen Übernahme der politischen Semantik des Forschungsgegenstandes, der landsmannschaftlichen Rückversicherung, um am Ende ein respektables, empirisch gut abgesichertes Forschungsergebnis vorlegen zu können. Sozialwissenschaft kann, zumal in der langen Phase eines Dissertations- oder Habilitationsprojektes, zu einem Vabanque-Spiel mit ungewissem Ausgang werden.

Stellen Sie sich die ungemein schwierige Forschungssituation der 60er und 70er Jahre vor. Damals waren die Parteiarchive selbst für hochrangige Vertrauenspersonen noch verschlossen und der Wissenschaft erst recht schwer zugänglich. Es waren zudem die Vor-APO- und APO-Jahre. Ich kam von der Freien Universität Berlin und nicht von einem bayerischen Lehrstuhl. Die Universitäten waren tief polarisiert. Gesellschaftstheoretische Diskussionen galten mehr als empirische Sozialforschung.<sup>42</sup> Heute vergessen wir allzu leicht jene besonderen

politischen Rahmenbedingungen und Umstände sozialwissenschaftlicher Parteienforschung zur Zeit des „Kalten Krieges“ unter brisanten deutsch-deutschen Verhältnissen. Die empirische Forschungssituation stellte sich damals noch ganz anders dar als heute. Die Stiftungen und Forschungseinrichtungen der Unionsparteien, die Konrad-Adenauer-Stiftung und später die Hanns-Seidel-Stiftung, waren gerade erst gegründet worden und noch im Aufbau begriffen. In der Hanns-Seidel-Stiftung gab es noch kein „Archiv für Christlich-Soziale Politik“ (ACSP) und noch keinen Fundus an Unterlagen zur Geschichte der CSU<sup>43</sup>. Der Parteienforscher mußte noch in den Geschäftsstellen der Bezirksverbände und in der CSU-Landesleitung vorsprechen und fand, sofern er überhaupt Zugang erhielt, zum Teil ungeordnete, desolate Archivverhältnisse vor. Die Akten des Bezirksverbandes München, zu denen mir Prinz Konstantin von Bayern den Zugang vermittelt hatte, lagen in einer Badewanne. Sie waren nach einem Umzug der Bezirksgeschäftsstelle dort deponiert worden.

Und bedenken Sie auch, daß es damals noch nicht die Hilfsmittel der heutigen Kommunikations- und Informationstechnik gab, noch kein FAX, noch keinen PC, noch keine Laptops. Recherchieren hieß auf langen, kostspieligen Informationsreisen, die oft Wochen dauerten, handschriftliches Notieren und günstigenfalls Kopieren. Parteien waren, wie gesagt, äußerst sperrige Forschungsgegenstände, was insbesondere ihre aktuellen inneren Verhältnisse anbelangte. Die Grenzgänge zwischen Westberlin und Bayern erschwerten zudem ungemein die Forschung.

## **2. Nahe am Machtzentrum der CSU**

Ich hatte mein großangelegtes Forschungsprojekt über „Die CSU in Bayern“ im Sommer 1964 begonnen. Im Rahmen der sozialwissenschaftlichen und zeitgeschichtlichen Parteienforschung des Berliner Zentralinstitutes für sozialwissenschaftliche Forschung besuchte ich seit Mitte der sechziger Jahre im amtlichen Auftrag alle Parteitage und die meisten Geschäftsstellen der CSU.<sup>44</sup> Ich fuhr über viele Jahre wochenlang durch Bayern, um offiziell und mit den hierzu nötigen und üblichen Anfragen und Bitten meine Forschung voranzutreiben. Dies hatte dazu geführt, daß ich von der Landesleitung der CSU zu allen großen Veranstaltungen eingeladen und oftmals unter den Ehrengästen plazierte wurde. Ich saß häufig vorne und nahe am CSU-Machtzentrum. Allmählich gehörte ich – „optisch“ – irgendwie dazu.

Und so kam es 1968 zu einem denkwürdigen Ereignis<sup>45</sup>: Im Antiquarium als Ehrengast zu einem großen Empfang geladen, ging ich auf Franz Josef Strauß zu und bat ihn abermals

persönlich, mir den Zugang und die Auswertung parteiinternen Materials zu ermöglichen. Strauß stand im Kreise höchster CSU-Amtsträger, darunter war der damalige Generalsekretär Max Streibl. Auf meine Bitte hin wandte sich Strauß seinem Generalsekretär zu und gab die „Anweisung“, sich doch um mein Forschungsvorhaben zu kümmern und mir Material zugänglich zu machen. Kurz darauf erhielt ich uneingeschränkten Zugang zu den Akten des Generalsekretariats und untergeordneter Abteilungen. Mir wurde in der Lazarettstraße, im damaligen Domizil der CSU-Landesleitung, eigens ein Raum zur Verfügung gestellt. Viele Wochen lang wurde Tag für Tag morgens kurz nach acht Uhr mit einer Lore aus dem Generalsekretariat Aktenmaterial vorgefahren: Leitzordner, gefüllt mit Wortprotokollen höchster Organe, der Landesversammlungen, Ausschußprotokolle, Briefwechsel und dergleichen mehr. Sie wurden mir zur uneingeschränkten Auswertung zur Verfügung gestellt. Ich durfte ein CSU-eigenes Kopiergerät nutzen. Das war meine Chance! Das war eine Sternstunde der Parteienforschung!

Ich verdanke den Zugang zu den Akten des Generalsekretariats, wie sich erst später herausstellen sollte, höchstwahrscheinlich dem glücklichen Zusammenspiel kommunikativer Mißverständnisse im Parteiapparat. Ich war im Gespräch mit Franz Josef Strauß und hochrangigen Amtsträgern und auf vielen Landesversammlungen gesehen worden. Der bekanntermaßen autoritative Führungsstil, ein fast untertäniger Respekt vor dem großen Vorsitzenden und ein Schuß bayerischer Gutmütigkeit im besten Sinne des Wortes hatten anscheinend dazu geführt, daß mir Parteiangestellte verschiedener Amtsstufen „getreu“ einer vermeintlichen „Dienstanweisung“ alte und neueste Akten aus dem Generalsekretariat und aus anderen Abteilungen ohne Vorsichtung und Beschränkung werktätlich zur Auswertung vorfuhren. Letztendlich verantwortlich für die Öffnung der Archive war vor allem der damalige Generalsekretär Max Streibl, der, wohl mit irgendwelchen vagen Anweisungen, den Auftrag „nach unten“ weitergegeben hatte.

Streibl hatte das ganze Ausmaß meiner Recherchen erst erkannt, als ich ihm nach getaner Arbeit mitteilte, daß ich die Sichtung und Auswertung der Aktenbestände in den Geschäftsstellen abgeschlossen hätte. Er erschrak zutiefst und wollte das Ganze ungeschehen machen. Dazu war es jedoch zu spät. Ich hatte meine Materialien Kiste für Kiste per Luftfracht nach Berlin transportieren lassen. Im Spätherbst 1968 gab es in der CSU-Führung und im Berliner Forschungsinstitut dramatische Tage und Stunden. Der damalige Leiter des Forschungsinstituts, mein wissenschaftlicher Mentor Prof. Dr. Otto Stammer, verbürgte sich in einem Schreiben an den Generalsekretär dafür, daß ich meine Materialien und mein Wissen nicht ohne Einvernehmen mit der CSU-Führung wissenschaftlich verwerten und publizieren

werde.<sup>46</sup> Stammers Schreiben verpflichtete mich „in mancher Hinsicht“ letztendlich zum Schweigen. Ich durfte nicht alles publizieren, was ich wußte. Das war der Preis.

Meine Vermutung, wie es dazu gekommen war, in diesem Ausmaß unverhofften Zugang zu den Geheimnissen der CSU erhalten zu haben, wurde durch ein Ereignis bestätigt, das sich in einer CSU-Bezirksgeschäftsstelle zutrug. Ein Bezirksgeschäftsführer stellte mich einem prominenten Bundestagsabgeordneten mit der Bemerkung vor, ich sei von Strauß autorisiert, die Geschichte der CSU zu schreiben und sähe zu diesem Zweck die Akten auch der Bezirksgeschäftsstellen durch.<sup>47</sup> Von einer andern Bezirksgeschäftsstelle bekam ich wegen Zeitmangels vor Ort Akten entliehen, um sie im Berliner Forschungsinstitut auswerten zu können.<sup>48</sup> Irgendein CSU-interner Kommunikationsirrtum, den ich selbst **nicht** erzeugt hatte, mußte mir also zu Hilfe gekommen sein.

Es wäre jedoch eine falsche Schlußfolgerung, zu glauben, meine Studien seien allein hierdurch ermöglicht worden. Prominente CSU-Politiker und hochrangige Parteiangestellte hatten mir auch völlig unabhängig von diesen „Pannen“ im Kommunikationssystem der CSU noch in späteren Jahren mit großem Entgegenkommen Akten geöffnet und mir bereitwillig Zahlenmaterial überlassen. Ich nenne hier nur den ersten Landesvorsitzenden der CSU, Josef Müller, den Parlamentarischen Geschäftsführer der CSU, Leo Wagner, und Prinz Konstantin von Bayern, den ehemaligen Bezirksvorsitzenden der CSU-München.

Niemals zuvor war ein Wissenschaftler in diesem Umfang an die Aktenbestände der Partei herangekommen. Nach mir hatte kein Parteienforscher mehr je alle diese Aktenbestände einsehen dürfen. Im Gegenteil, die zuständigen Stellen der CSU verweigerten seit Mitte der siebziger Jahre interessierten Forschern mehr und mehr den Zugang zu den Akten der Parteiorganisation.<sup>49</sup> Ich war also sehr tief in materielle und immaterielle Geheimnisse der großen Mehrheits- und Regierungspartei eingedrungen. Ich wußte nun viel – zu viel in den Augen führender CSU-Repräsentanten. Aber ich wußte auch, dies hatten die Forschungen ergeben, daß die Klischees über die CSU nicht stimmten. Die große Erfolgsgeschichte dieser Partei bedurfte einer anderen, realitätsnäheren Analyse und Interpretation, die ich nun dank meiner jahrelangen Recherchen liefern konnte. Ungeachtet meines persönlichen Standpunktes in bestimmten politischen Streitfragen zeigte ich in meinen großen Studien auf, wie groß die Leistungen und Verdienste dieser Partei für das Land waren und noch sind.

### 3. Dramatischer Wendepunkt

Das „Abenteuer Forschung“ nahm dann im Jahre 1975 eine dramatische Wendung, als meine erste große Studie über die CSU 1975 in Druck gegangen war. Noch bevor ich auch nur eine der rund 800 Druckseiten zur Korrektur erhalten hatte, waren die Druckfahnen an die CSU-Landesleitung gesandt und dort von Gerold Tandler, dem damaligen Generalsekretär, und anderen Parteiangestellten gelesen worden.<sup>50</sup> Der Generalsekretär ließ mich telefonisch wissen, daß er einiges zu bemängeln habe. Unter Androhung einer einstweiligen Verfügung forderte er mich auf, unverzüglich nach München zu kommen. Turbulente Tage folgten.

Wieder Beratungen im Zentralinstitut, wieder Rechtsbeihilfe, wieder Nervenkrieg.<sup>51</sup> Es ging nicht zuletzt auch um Fragen der Autonomie und der Rechtssituation eines Forschungsinstitutes. Zudem war ich derzeit Beamter im Dienste des Landes Berlin (West). Die Studie war ein Institutsprojekt und mit Mitteln des Zentralinstitutes gedruckt worden. Die Kosten meines Projektes waren inzwischen auf über DM 300.000 angewachsen, allein die Druckkosten beliefen sich auf DM 60.000.<sup>52</sup> Da das Forschungsinstitut und ich als Forscher bis zum letzten Moment der Wahrheitsfindung verpflichtet waren, erklärte ich mich zu Überarbeitungen und Korrekturen unter der Bedingung bereit, daß die CSU-Landesleitung Irrtümer durch parteiamtliche, CSU-interne Belegstücke nachweist. Die zwei Zeilen des Schreibens von Gerold Tandler vom 9.7.1975<sup>53</sup> zur Sache verraten nicht im geringsten etwas von der dramatischen Situation. So irreführend können scheinbar harmlose Schriftstücke sein. Der Generalsekretär unterließ es aus wohlwollenen Gründen, zum Mittel einer einstweiligen Verfügung zu greifen, so daß die große Studie erscheinen konnte.

Doch kaum war sie ausgeliefert worden, kamen die nächsten Turbulenzen. Am 31. Oktober 1975 stand im Münchener Merkur in einem großen Kasten zu lesen – ich zitiere auszugsweise:

„»Die CSU – Anatomie einer konservativen Partei« - so lautet der Titel eines dicken Buches, das dieser Tage nach seinem Ersterscheinen CSU-intern für einigen Wirbel sorgte. Tritt hier doch als Autor der Assistenzprofessor am Zentralinstitut für Sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin, Alf Mintzel auf, bei dem es sich just um jenen »Werkstudenten« handelt, der sich vor geraumer Zeit in die CSU-Landesleitung in der Münchner Lazarettstraße »eingeschlichen« hatte und sich rund ein Jahr lang als bezahlter Mitarbeiter im CSU-Archiv umschauen konnte.

Als später bekannt wurde, welchen »Nebenzweck« Mintzels Werkstudentenzeit in der Lazarettstraße verfolgte, machte CSU-Generalsekretär Gerold Tandler gute Miene zum

Mintzel-Spiel in der Hoffnung, daß das wissenschaftliche Werk schon nicht so negativ ausfallen werde, wie dies andere Mitarbeiter der Landesleitung ursprünglich befürchtet hatten. Tandler half sogar mit weiteren Details aus dem bisher nichtveröffentlichten CSU-Schatz nach.“<sup>54</sup>

Offenbar hatten leitende Angestellte der Landesleitung zu ihrem eigenen Schutz das Zweckgerücht verbreitet, ich hätte quasi mit Wallraff-Methoden gearbeitet, um an die CSU-Interna heranzukommen. Das war purer Unsinn und im juristischen Sinne eine Verleumdung, die ich amtlich entkräften konnte.<sup>55</sup> Eine Woche später folgte im Münchner Merkur ein Bericht über meine Forschungen, in dem der Sachverhalt richtig gestellt wurde.<sup>56</sup>

Sie sehen aber auch an diesen Ereignissen, in welche Gefahren sie geraten können, wenn sie interne Machtverhältnisse und Vorgänge wissenschaftlich durchleuchten und zu nahe am Nerv bohren. Forschungsergebnisse dieser Art sind sofort und fast automatisch verschiedenen Verwertungsprozessen ausgesetzt: Journalisten berichten in Massenmedien und fordern zu Interviews und Statements auf, ein Parteiapparat reagiert mit Zweckgerüchten, parteipolitische Gegner werten Ihre Analysen aus und machen sich die Informationen zu nutze. Unter den damaligen deutsch-deutschen Verhältnissen nahm bald der Staatssicherheitsdienst der DDR den Forscher ins Visier.

Das zweite Buch, die „Geschichte der CSU“ folgte 1977. Letztere war quasi eine Antwort auf den spektakulären Wildbad Kreuther Beschluß vom Dezember 1976, die Fraktionsgemeinschaft mit der CDU aufzukündigen.

Daß die CSU alles in allem als Untersuchungsgegenstand nicht schlecht dabei weggekommen war, und mein Deutungsmuster für ihre Entwicklungsgeschichte akzeptiert hatte, ging nicht zuletzt daraus hervor, daß mich Gerold Tandler, der spätere bayerische Finanzminister, im Jahre 1977 persönlich bat, im Auftrage der Partei eine populäre Geschichte der CSU zu schreiben.<sup>57</sup> Ich winkte ab, weil ich bereits – nach dem bekannten Wildbad Kreuther Beschluß – an meiner zweiten Studie, an der 1977 erschienenen „Geschichte der CSU“ schrieb. Zudem wollte ich als Wissenschaftler und Forscher unabhängig bleiben. Allerdings wurde ich auch später noch wiederholt um Beiträge gebeten, 1985, 1990 nach der Vereinigung und zuletzt 1995 aus Anlaß der 50 Jahr-Feier der CSU-Gründung.<sup>58</sup>

#### **4. Diffamierung und Mißgunst in der Wissenschaft**

Nach den jahrelangen mühevollen Recherchen und vielen Aufregungen war ich besonders empört, als im Jahre 1989 in der Festschrift für den Historiker Gerhard Schulz zu lesen stand, Mintzel hätte bei seiner großen Studie leider nur wenig parteiinterne Quellen benutzt und sich meistens nur auf gedrucktes Schrifttum gestützt.<sup>59</sup> Ich wehrte mich in einer Korrespondenz mit Historikern massiv gegen derartige rufschädigende Praktiken.<sup>60</sup> Leider herrschen im Hause der Wissenschaft nicht nur intellektuelle Redlichkeit und Verantwortung, sondern auch Ignoranz, Eitelkeit, Eifersüchteleien, Borniertheit, Intrigen und Anfeindungen, kurzum, alle menschlichen Schwächen, die auch außerhalb der Wissenschaft anzutreffen sind. Nur die „Leidenschaft zur Sache“, nur der Dienst an der wissenschaftlichen Wahrheit, nur der Dämon unserer Wißbegierde läßt uns solche Diffamierungen und Verletzungen überstehen. Ich muß allerdings gestehen, selbst nicht ganz frei von Schwächen gewesen zu sein. Denn ich hatte immer mit Argusaugen darüber gewacht, daß kein Konkurrent in meine „Forschungsdomäne CSU“ einbricht.<sup>61</sup>

Das Institut für Zeitgeschichte (München) publizierte 1993 in drei Bänden die „Protokolle und Materialien zur Frühgeschichte der Christlich-Sozialen Union“ aus den Jahren 1945 bis 1948. Zwei Drittel der von Barbara Fait und mir im Auftrag des Instituts herausgegebenen Dokumente, etwa 1200 Seiten, stammen aus der „Sammlung Mintzel“.<sup>62</sup> Im Findbuch des Instituts für Zeitgeschichte zur Sammlung Mintzel können Sie das alles nachprüfen.<sup>63</sup> Es gehörte schon ein gerüttelt Maß an Ignoranz dazu, mir vorzuwerfen, meine Studien beruhten nur zu einem geringen Teil auf internen Quellen.

#### **5. Verschlusstudien**

Die Publikation meiner Studien über die CSU erfreuten sich nicht nur eines relativ großen Presseechos, sondern weckte auch das „Verwertungsinteresse“ anderer Parteien, so das der SPD. Der Bundesvorstand der SPD hatte nach der Bundestagswahl 1976 das Institut für angewandte Sozialwissenschaft (infas), Bonn-Bad-Godesberg, mit einer umfassenden Untersuchung und Bestandsaufnahme der Aktivitäten, Einstellungen, Organisationsarbeit und Kommunikation unter Parteimitgliedern, Parteifunktionären und politisch Aktiven beauftragt. Im Sommer 1977 wurde hierzu eine Erhebung durchgeführt.<sup>64</sup>

Ich wurde zur Auswertung der Daten eingeladen. Bis in den Herbst hinein arbeitete ich an der Untersuchung und an der Abfassung des vertraulichen Berichtes an den Bundesvorstand der

SPD mit. Der zweibändige Bericht blieb bis heute Verschußsache, er wurde niemals veröffentlicht. Da ich mich schriftlich zur strikten Vertraulichkeit verpflichtet hatte, konnte ich als Wissenschaftler nur indirekt und versteckt von meinem neuen Wissen Gebrauch machen.

Zwar schlagen solche „vertraulichen“ Forschungsleistungen, wörtlich gesprochen, nicht zu Buche, aber sie nützen indirekt der „öffentlichen“ wissenschaftlichen Forschung insofern, als sie als Hintergrundwissen in Analysen eingehen und bei Interpretation des Datenmaterials einen Perspektivwechsel erlauben. Ich hätte vor zwei Jahren mein Buch „Die CSU-Hegemonie in Bayern“ nicht ohne vertrauliches Hintergrundwissen quasi multiperspektivisch schreiben können.<sup>65</sup>

Auch diese Problematik der Beteiligung an vertraulichen Analysen und des Gebrauchs vertraulicher Daten werden Sie in den Lehrbüchern zu den Methoden und Techniken empirischer Sozialforschung bestenfalls, wenn überhaupt, nur angedeutet finden. An keiner Universität wird gelehrt, wie Sie sich in solchen Situationen als Wissenschaftler verhalten sollen oder gar müssen. Hier ist der Wissenschaftler ganz auf sich allein gestellt, er muß sich intuitiv zurechtfinden und seine Entscheidung vor sich selbst verantworten.<sup>66</sup>

## **V. Spitzel, Stasi, Carabinieri**

### **1. Von Spitzeln umgeben**

Das „Abenteuer Wissenschaft“ hatte noch eine andere Seite. Meine Forschungsreisen nach Bayern waren in- und außerhalb der Universitäten über Jahre hinweg beobachtet und bespitzelt worden. Am Grenzübergang Hirschberg wurde ich von Volkspolizisten (Vopos) und Stasi-Leuten festgenommen, durchsucht, verhört und zur Agententätigkeit aufgefordert.<sup>67</sup> Sie hatten herausgefunden, daß ich Zugang zu „top secrets“ hatte. Im Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung, in meiner Forschungsstätte, arbeiteten – wie sich erst nach 1990 herausstellen sollte – zwei Sozialwissenschaftler, die sich als „Informelle Mitarbeiter“, als sog. „IM“ verpflichtet hatten, ihre Kollegen auszuhorchen und Informationen an den Staatssicherheitsdienst weiterzugeben.<sup>68</sup> „Kuriere“ des „Internationalen Instituts für Politik und Wirtschaft“ (IPW) beim Ministerrat der DDR, einer Abteilung, die dem Zentralkomitee der SED zuarbeitete, hatten wiederholt versucht, durch mich „harte“ Informationen über die CSU zu gewinnen. Ich wurde nach Ostberlin eingeladen.<sup>69</sup> Aus

eigenen Sicherheitsgründen hatte ich mich nicht nur an das Präsidialamt der Freien Universität Berlin, sondern auch den Westberliner Verfassungsschutz gewandt. Mit seiner Hilfe konnten zwei der „Kuriere“, die mich immer wieder aufgesucht hatten, enttarnt werden. Wiederholt hatten Funktionäre der Polnischen Militäradministration aus Ostberlin an meine Tür geklopft, um über die Außen- und Ostpolitik von Franz Josef Strauß Informationen einzuholen. Ich hatte Mühe, Stasi-Kuriere und Vertreter der Polnischen Militäradministration (Ost-Berlin) abzuschütteln.<sup>70</sup>

Die Gauck-Behörde in Berlin teilte mir kürzlich auf meine Anfrage mit, daß ich „in den Karteien des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR mit meinen Personalien erfaßt“ war.<sup>71</sup> Am 15. November, also vor wenigen Tagen, bestätigte die Gauck-Behörde in einem zweiten Zwischenbericht, daß meine Person Gegenstand „operativer Vorgänge“ war.<sup>72</sup> Mein Antrag auf Einsicht in die Unterlagen der Stasi zu meiner Person wird seit ein paar Monaten bearbeitet.<sup>73</sup>

Wie nicht anders zu erwarten war, geriet ich auch in die Schußlinie sog. K-Gruppen. Die „Kommunistische Hochschulgruppe“ (KHG) bezeichnete mich in einem ihrer zahlreichen Flugblätter am 31.5.1977 als eine wichtige Stütze der Bourgeoisie. Ich zitiere: „Das ZI 6 scheint für die Bourgeoisie von Bedeutung zu sein. Es gibt dort (...) Mintzel, Sachkundiger in der CSU-Parteienforschung mit Geheimmaterial im Panzerschrank und bestimmt noch einige mehr, die Verdienste für die Bourgeoisie aufzuweisen haben.“<sup>74</sup> In der Tat hatte mir die Freie Universität Berlin angesichts der akuten Gefahren zwei Stahlschränke zur Verfügung gestellt, und nur ich besaß den Schlüssel.

Erst nach 1990 sollte sich herausstellen, daß ich nicht einmal dem Kollegen vom Zimmer nebenan hätte trauen dürfen, und das betraf nicht nur mich.<sup>75</sup> Ich habe gute Gründe anzunehmen, daß ich auch noch in den 80er Jahren in Passau „beschattet“ wurde. Aus den Stasi-Akten sind möglicherweise noch Überraschungen zu erwarten.

Betrachten wir diese Begleiterscheinungen und Fährnisse des Forschungsprozesses unter wissenschaftlich-methodologischen Gesichtspunkten, dann erkennen wir sofort, daß die lehrbuchgemäße Abfolge von Entstehungs-, Begründungs- und Verwertungszusammenhang von Forschung schon im Forschungsprozeß selbst aufgehoben oder zumindest durcheinander gebracht wird. Schon während wir Daten erheben und bearbeiten, sind möglicherweise außerwissenschaftliche Institutionen und Organisationen stark daran interessiert, auf legalen und illegalen Wegen an unser Forschungsmaterial und an unsere noch unpublizierte Auswertungen zu gelangen. Die einschlägigen Lehrbücher lassen uns in diesem Fall im Stich.

## 2. Zwischen Scylla und Charybdis

Kommunistische Gruppen, andere Gruppierungen und Konkurrenten hatten mich auf ihre „Proskriptionslisten“ gesetzt. Peter Glotz, damals Berliner Wissenschaftssenator, reichte eine Liste zurück, auf der ich plaziert gewesen war, und empfahl Mintzel, nach Westdeutschland zu gehen.<sup>76</sup> Mintzel habe an westdeutschen Universitäten genügend Reputation. Ihm hänge nicht der Berlin-Malus an, er habe im Westen Chancen. Ich war froh, daß mich prominente Professoren, darunter Hans Mommsen (damals Bochum), Erwin Faul (Bochum), Rudolf Wildenmann (Mannheim / Florenz) und Rainer M. Lepsius (damals Mannheim), aus den Berliner ideologischen Grabenkämpfen und dem Spitzel- und Denunziantensumpf herausholten. Die Universitäten Bochum und Mannheim boten mir Lehrstuhlvertretungen an, ich hielt an Universitäten im In- und Ausland Vorträge, ich nahm an mehreren Symposien in England teil und arbeitete 1978 in Washington D.C. an dem großen deutsch-amerikanischen OMGUS-Projekt mit. -

Erlauben Sie mir, wie eingangs angekündigt, an dieser Stelle kurz über ein beklemmendes Erlebnis in Washington D.C. zu berichten. Ich schlage damit den Bogen noch einmal zurück zu den 40er Jahren.

Der amerikanische Archivar John Mendelsohn zeigte mir in den „National Archives“ in Washington D.C. nicht nur Akten meines Vaters aus dem Nürnberger Militär-Tribunal, sondern gab mir auch die originalen Totenbücher von Mauthausen in die Hand. Ich blätterte Seite für Seite und las die akribisch mit sauberer Handschrift registrierten „Todesfälle“ der KZ-Mordmaschinerie. Diese Tausende und abertausende Eintragungen lösten in mir ein traumatisches Erlebnis aus.<sup>77</sup>

Und der Wahnsinn dieser Situation steigerte sich noch, als der Archivar die Originalaufnahmen der Geheimreden, die Himmler vor der SS gehalten hatte, abspielte. Dann gab er mir ein Photoalbum Adolf Hitlers und Eva Brauns in die Hand, das viele Bilder aus beider Privatsphäre enthielt. Neben dem Wahnsinn der Bestie Mensch der Aberwitz privater Idylle mit Deutschem Schäferhund! -

Nachdem ich aus den USA nach Deutschland zurückgekehrt war, lud mich der damalige Vorsitzende der CSU-Landesgruppe in Bonn, Friedrich Zimmermann, 1979 ein, zu einer Festschrift für Franz Josef Strauß, der 1980 seinen 65. Geburtstag feierte, einen Beitrag zu schreiben. Als mein Artikel über „Franz Josef Strauß und die CSU-Landesgruppe im

Deutschen Bundestag“<sup>78</sup> bekannt wurde, sanken meine Chancen in Berlin noch mehr, in eine Professur zu gelangen.

Im Mai 1981 erhielt ich dann trotz Widerstände gegen den vermeintlichen „CSU-Mintzel“ einen Ruf auf eine C4-Professur für Soziologie an der Hochschule der Bundeswehr in München.<sup>79</sup> Zu meiner Überraschung beglückwünschte mich der damalige Generalsekretär der CSU, Edmund Stoiber, in seinem Schreiben vom 26.5.1981 zum Wechsel nach Bayern und hieß mich in der „bayerischen Heimat“, wie er schrieb, willkommen.<sup>80</sup>

Ich lehnte die Münchner Professur ab und entschied mich ein paar Monate später für die neugegründete Universität Passau. Auf diesem Outpost der Soziologie im „Bayerischen Kongo“ – ich sage das ironisch gemeint<sup>81</sup> – errichtete ich von Grund auf mein wissenschaftliches „Lambarene“, mit dürftigen Mitteln zwar, aber mit großem Engagement.

Nach den turbulenten Erlebnissen zwischen Scylla und Charybdis war für mich die Autonomie der Wissenschaft, „meine Penelope“, ein teures Gut geworden. Gerade für mich, den Wanderer und Grenzgänger, war das „Haus der Wissenschaft“ trotz vieler Unzulänglichkeiten und menschlicher Schwächen zu einem Schutzraum geworden. Meine Empfindlichkeiten gegen krasse Grenzverwischungen zwischen Wissenschaft, Politik, Kirchen und Traditionsmilieus, mein leidenschaftliches Eintreten für die Autonomie der Wissenschaft, auch im Sinne einer symbolischen Wissenschaftskultur, haben viel mit diesen Erlebnissen, Grabenkämpfen und Etikettierungen zu tun.

Vielleicht wird Ihnen jetzt manches verständlicher an meinen Handlungen. Ich habe „Krieger“ und „Wächterfiguren“ geschmiedet, Objekte, die ich zu meinem Schutze um mich aufgestellt habe.

### **3. Wissenschaft im Schutze von Maschinengewehren**

Ein anderes „Abenteuer“ will ich hier schon vorwegnehmen, obwohl es bereits in meine Passauer Zeit fällt. Im September 1983 war ich zusammen mit drei anderen Parteien- und Wahlforschern von der Agenzia di Ricerca Legislazione (AREL, Roma) nach Fiuggi zu einer Konferenz über „La riorganizzazione di un partito democratico cristiano“ eingeladen. Diese Organisation hatte der Democrazia Cristiana nahegestanden.

Wir<sup>82</sup> flogen von Frankfurt nach Rom und wurden am Flughafen von einer Gruppe Carabinieri abgeholt. Unter dem Schutze ihrer Maschinengewehre wurden wir von Rom nach Fiuggi eskortiert. Das Konferenzgebäude war von Carabinieri umstellt, die die

Konferenzteilnehmer, darunter der damalige italienische Finanzminister Nino Andreatta, mit Maschinengewehren bewachten.

Was war der politische Hintergrund? Die Roten Brigaden hatten im März 1978 Aldo Moro (1916-1978), den Präsidenten der Democrazia Cristiana und fünfmaligen Ministerpräsidenten Italiens, ermordet. Wie die alte Bundesrepublik unter dem Terror der „Roten Armee Fraktion“ (RAF) so hatte Italien unter den „Roten Brigaden“ zu leiden. Die Konferenz in Fiuggi, auf der ich einen Vortrag hielt, hatte noch ganz im Zeichen des politischen Terrors gestanden. Die DC trat in die Phase ihrer politischen Agonie ein. Mit wissenschaftlichen Vorträgen konnte allerdings, wie nicht anders zu erwarten war, der Niedergang der DC nicht aufgehalten werden. Auch die Konferenz in Fiuggi war „Wissenschaft jenseits des Elfenbeinturms“.

## **VI. Die Passauer Jahre und Konflikte**

### **1. Eine investigative soziologische Intervention – Der „Madonnenstreit“**

Zwei Streitfälle trübten die schönen Passauer Jahre: Im Mai 1988 meine Kritik an der akademischen „Gedenkveranstaltung“ zu Ehren des altbayerischen Politikers Fritz Schäffer (1888-1967)<sup>83</sup> und dann, wie vielen noch in lebhafter Erinnerung, der leidige, unerquickliche „Passauer Madonnen-Streit“.

Die Geschichte der CSU hat mich im Falle des ehemaligen Bundesfinanzministers und Bundesinnenministers Fritz Schäffer im Jahre 2000 insoweit noch einmal eingeholt, als ich Ende der 90er Jahre aufgefordert worden bin, für das „Biographische Lexikon der deutschen Bundeskabinette 1949 bis 1998“ die politische Biographie Fritz Schäffers zu verfassen.<sup>84</sup> Schäffer hat viele Jahre den Bundeswahlkreis Passau vertreten. Mit meinem Lexikonbeitrag, der in Kürze erscheint, habe ich mich automatisch nochmals in die jüngste Zeitgeschichte Passaus hineinbegeben.

Journalisten berichten aus verständlichen Gründen gerne über Ereignisse, die Staub aufgewirbelt und die Gemüter erhitzt haben, so nun aus Anlaß meiner Verabschiedung über den sog. Madonnen-Streit. Nachdem die Passauer Neue Presse (PNP) in ihren „Passauer Gesprächen“ mich noch einmal zu diesem Streitfall befragt und ausführlich darüber berichtet hat<sup>85</sup>, sind doch noch ein paar Worte dazu fällig. Kollegen haben mir gutmeinend geraten, an diesem Abend meiner feierlichen Verabschiedung das Thema nicht aufzugreifen. Der Abend sollte in guter Erinnerung bleiben. Doch diese Auseinandersetzung gehört nun einmal zu meiner Biographie als Wissenschaftler und zur jungen Geschichte der Universität Passau.

Diesen Streit aus Rücksicht auf eine Abschiedsfeier übergehen zu wollen oder vergessen zu machen, wäre ein Bären dienst an der wissenschaftlichen Streitkultur. Aufgabe eines Wissenschaftlers ist es nicht, everybody's darling zu sein. Zu unserer Funktion gehört es auch, wenn es die Sache gebietet, unbequem zu werden. Ich habe meine wissenschaftlichen Argumente in mehreren Publikationen vorgetragen<sup>86</sup>, ich will sie hier nicht wiederholen.

Der Auslöser dieses noch immer schwelenden Streits war ja nicht der „blinde“ kulturprotestantische Übermut eines „Max-Weber-Jüngers“. Den Anstoß gab, daran sei nochmals erinnert, eine hochprämierte Dissertationsschrift der Philosophischen Fakultät, in der die Ikonographie und Ikonologie der „Maria vom Siege“ behandelt worden waren.

Nicht unkontrollierte persönliche **Idiosynkrasien** eines Fakultätsmitgliedes standen hier zur Diskussion, sondern die Frage, ob wissenschaftliche Erkenntnisse ernst genommen werden. Die von der Stadt und Diözese Passau im Jahre 2000 im Oberhausmuseum organisierte Ausstellung „Apokalypse“ bestätigte mit ihren Begleittexten zur „Maria vom Siege“ aufs Neue, daß es sich nicht um eine irriige Privatmeinung gehandelt hatte.

In diesem Streitfall lag es doch umgekehrt nahe zu fragen, ob hier nicht ein „blinder“ Milieukatholizismus aus außerwissenschaftlichen Gründen eine wissenschaftliche Diskussion vermeiden wollte.

Zwei PNP-Journalisten haben mich gefragt, ob meine investigative soziologische Intervention die Aufregungen wert gewesen seien. Ich wiederhole hier, was ich im „Passauer Gespräch“ geantwortet habe: Ja, ich stehe dazu, erst recht nach „Dominus Jesus“, nach der Erklärung der katholischen Glaubenskongregation.<sup>87</sup> Selbst wenn wir von der Annahme ausgehen, daß spezielle Bedeutungsgehalte der „Maria vom Siege“ aus dem kulturellen Gedächtnis entschwunden sind, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Ikone im Weltkatechismus der katholischen Kirche von 1993 offiziell definiert ist. Welcher Zwerg unter uns will es wagen, die höchstkirchenamtliche Definition der „eschatologischen Ikone der Kirche“, das „Sinnbild der Kirche im Vollsinn“, wie es im genannten kulturellen Dokument heißt, universitätsamtlich „außer Kraft“ zu setzen? Nachdem die Glaubenskongregation der römisch-katholischen Kirche in „Dominus Jesus“ erklärt hat, daß nur die Una Sancta die wahre Kirche Christi sei, während die evangelischen Kirchen angeblich nur Gemeinschaften in defizitärer Situation repräsentieren,<sup>88</sup> ist die Ikone der katholischen Kirche in einer wertpluralen offenen Wissenschaftsinstitution völlig fehl am Platz. Die Ikone ist nachweislich kein „reines Dekor“, wie es geheißen hatte. Und Nicht-Wissen, Gleichgültigkeit, Wegsehen und Beliebigkeit sind keine Maßstäbe für die Institution der Wissenschaft. Eine

neugegründete Universität sollte sich deshalb auch symbolisch aus diesen alten konfessionellen Streitfragen heraushalten. Die Universität Passau ist zu einer leistungsstarken, bundesweit und international renommierten Institution der Wissenschaft geworden; sie hat ein besseres Design verdient und ein Logo, mit dem wir alle umgehen können. Ich habe als Wissenschaftler mit methodisch geschärfter Klinge und mit der Radikalität eines Kulturprotestanten gefochten. Einiges hat sich verändert an dieser Universität. Ich bin wie Sie den Streit leid.

## 2. Reiche Jahre

Bei aller Kritik- und Streitbereitschaft möchte ich jedoch betonen, daß es intellektuell und wissenschaftlich reiche Jahre waren, die mich mit der Universität Passau verbinden. Dem Grenzgänger Mintzel, der gern die Grenzen der Soziologie zur Politikwissenschaft und zur Geschichte überschreitet und der fast regelmäßig von der Wissenschaft zur Kunst überwechselt, wurde im überschaubaren Rahmen der Universität Passau in interdisziplinären Gesprächen reichlich Gelegenheit dazu geboten. Trotz mancher Verstimmungen, Kontroversen und gegensätzlicher Standpunkte riß der kollegiale Gedankenaustausch über die Fächer hinweg niemals ab. Viele Anregungen und Hilfen kamen meinen wissenschaftlichen Publikationen zugute, zumal meinen stillen Forschungen über Einblattdrucke und Flugschriften des 16. und 17. Jahrhunderts<sup>89</sup> und über die Leipziger Barockdichter<sup>90</sup>. Gespräche über gegenwärtiges Kunstschaffen und über volkskundliche Themata, über das multiethnische Altitalien und die Magna Graecia<sup>91</sup> sowie über philosophische Fragen kamen kleineren grenzüberschreitenden Publikationen aus meiner Feder zugute, zuletzt meinem neuesten Buchbeitrag über „Europa Sacrale“<sup>92</sup>.

Das innovative Schwungrad des neuen Diplomstudienganges schleuderte mich geradezu in neue Themenfelder hinein. Nicht mehr der CSU- und Bayern-Spezialist war gefragt, sondern der Generalist und Allrounder. Der Vergleich und die Makroanalyse europäischer Gesellschaften der Gegenwart, der Vergleich der Rekrutierung und Ausbildung von Eliten in Europa, die Prozesse des demographischen Wandels und dessen Folgen rückten ins Zentrum meiner Lehre. Das Buch über „Multikulturelle Gesellschaften in Europa und Nordamerika“ fand innerhalb von drei Jahren mit rund 700 verkauften Exemplaren eine erfreuliche Resonanz.<sup>93</sup> Der Studiengang bescherte mir viel Arbeit, aber ich profitierte auch von der Wachheit und Wendigkeit und von dem Engagement der Studierenden. Das Lehrgespräch mit den Studierenden werde ich sehr vermissen.

Ich sollte noch aus einem anderen Grund zufrieden sein. Der Wissenschaftler gehört der schreibenden Zunft an, er schreibt im Dienste der Wissenschaft. „Jeder Schriftsteller befindet sich in einer verwickelten Lage, ob er sich's eingestehen mag oder nicht, er lebt in einem Netz von Gunst und Ungunst, und es ist unmöglich, dafür blind zu sein, daß die Literatur heute eine Börse ist.“ Der Satz stammt von keinem Zeitgenossen, sondern von Friedrich Hebbel, der ihn 1849 notiert hat.<sup>94</sup> Auch der Wissenschaftler schreibt im Wettbewerb mit anderen Fachwissenschaftlern in einem Netz von Gunst und Ungunst, er profitiert von der Gunst politischer Ereignisse und Konstellationen. Einige meiner Monographien haben die Gunst der Ereignisse und Konstellationen genossen, was wiederum die hohe Kontextabhängigkeit der Fabrikation und Verwertung von Erkenntnissen bestätigt.

Ich wurde jedenfalls für Unzulänglichkeiten, die mit der Situation des Solitär- und Kleinstfaches Soziologie in Passau gegeben sind, reich entschädigt. Dafür danke ich meinen Kolleginnen und Kollegen. Ich bitte vor allem diejenigen um Entschuldigung und Nachsicht, die ich vielleicht zu unrecht und allzu sehr attackiert habe. Auch wenn ich nicht die Absicht hatte, jemanden persönlich zu verletzen, so war dies mitunter wohl doch geschehen.

## VII. Für eine autonome Wissenschaft

Die Wissenschaft ist also meine Heimat geworden, sie ist es geblieben. Welche grundsätzliche Lehren habe ich aus dem „Abenteuer Wissenschaft“ und allen Turbulenzen gezogen?

Wir dürfen niemals vergessen, daß Wissenschaft selbst ein Kulturprodukt ist, das gerade als „freie okzidentale Wissenschaft“ nur auf einer Wertebasis sich voll nach **eigenen**, innerwissenschaftlichen Regeln entfalten kann. Max Weber hat unmißverständlich festgestellt: „Der Glaube an den Wert wissenschaftlicher Wahrheit ist Produkt bestimmter Kulturen und nichts Naturgegebenes“, er ist selbst also ein Wertstandpunkt.<sup>95</sup> Die **freie** Wissenschaft gehört zum Wertekanon der europäischen Kultur. Die freiheitlich-humanitäre Grundorientierung und die Grundverpflichtung der heutigen Soziologie sind das Erbe aus der Entstehungsgeschichte der Fachdisziplin und bleiben ihr Auftrag in der stets gefährdeten sozialen und politischen Welt der Menschen.

Die Freiheit der Wissenschaft, dies habe ich immer wieder auf meinen wissenschaftlichen und politischen Grenzgängen erfahren, ist selbst ein hoher kultureller Wert. Der freie ungehinderte

wissenschaftliche Erkenntnisprozeß beruht – im Gegensatz zu den Kirchendoktrinen der vatikanischen Glaubenskongregation – auf einer pluralistischen Werteordnung mit spezifischen institutionellen Garantien und einer hochdifferenzierten Konfliktregelung. Die moderne Wissenschaft muß als autonome Institution geregelter wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung und -vermittlung grundsätzlich wachsam sein gegenüber allen autoritären oder totalitären Forderungen, Anmaßungen und Übergriffen seitens gesellschaftlicher und politischer Institutionen und Organisationen. Sie hat in diesem Sinne grundsätzlich immer eine eminent politische Eigenverantwortung. Indem Wissenschaft diese politische Eigenverantwortung übernimmt und verteidigt, verteidigt sie in der modernen Gesellschaft zugleich ein Stück freiheitlich-humanitäre Herrschaftsorganisation. Diese politische Funktion und Verantwortung der Wissenschaft um ihrer selbst willen bedeutet immer zugleich die Offenhaltung von Freiheitsräumen in der Gesellschaft. -

Am Ende meiner Rede möchte ich mich mit einem großen und herzlichen Dank an meine Universität, an meine Kolleginnen und Kollegen, an meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verabschieden.

Ich übergebe nun das Amt – mit etwas Wehmut – an meinen Nachfolger, Herrn Kollegen Prof. Dr. Maurizio Bach. Er stürzt sich jetzt statt meiner in das „Abenteuer Wissenschaft“. Ich wünsche ihm dazu viel Erfolg!

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Francis Bacon: *Instauratio magna*. Praefation, zit. n. Immanuel Kant; siehe Martin Kohli, 1981: „Von uns selber schweigen wir“, S. 28ff.

<sup>2</sup> Siehe zur „Evaluation“ der wissenschaftlichen Leistung des Parteienforschers Alf Mintzel zum Beispiel: Franz Walter / Tobias Dürr, 2000: *Die Heimatlosigkeit der Macht*, S. 145ff; Dirk Berg-Schlosser / Sven Quenter (Hrsg.), 1999: *Literaturführer Politikwissenschaft*; Thomas von Winter, 1999: *Innenpolitik*, S. 78-107; Thomas Schlemmer, 1998: *Aufbruch, Krise und Erneuerung*, S. 497ff.

<sup>3</sup> Max Weber, 1992 (1917/1919): *Wissenschaft als Beruf, 1917/1919. Politik als Beruf, 1919*.

<sup>4</sup> Siehe hierzu z.B.: Peter Atteslander u.a., 1991: *Methoden der empirischen Sozialforschung*, S. 75ff.

<sup>5</sup> Siehe hierzu ausführlich Karin Knorr-Cetina, 1984: *Die Fabrikation von Erkenntnis*.

<sup>6</sup> Karl Martin Bolte / Friedhelm Neidhardt (Hrsg.), 1998: *Soziologie als Beruf*.

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> Siehe Anhang: Bilddokument 1 (Quelle: Wolfgang Schramm: *Bomben auf Nürnberg*), S. 1.

<sup>9</sup> Siehe Anhang: kartographische Darstellung der militärischen Lage im März 1945. Quelle „Stern“, S. 2.

<sup>10</sup> Siehe Anhang: Dokument (Kopie), S. 3.

<sup>11</sup> Siehe Anhang: Bilddokument 2 (Quelle: Wolfgang Schramm: *Bomben auf Nürnberg*), S. 4.

<sup>12</sup> Siehe Anhang: Dokument der Bestallung (Kopie), S. 5.

<sup>13</sup> (Assistant) Counsel of defendant in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen (Military Tribunals, United States of America), im sog. Wilhelmstraßen-Prozeß, 6.10.1947 bis 26.5.1949; vom 4.10.1947 bis 15.12.1947 im Prozeß gegen Otto Ohlendorf (O. war Leiter der Staatssicherheitsdienst-Organisation im Reichssicherheitshauptamt gewesen; Leiter der Einsatzgruppe in Südrußland 1941/42; für die Ermordung von etwa 90.000 Zivilpersonen verantwortlich; 1948 zum Tode verurteilt und am 7.6.1951 hingerichtet); vom 15.2.1948 bis 26.5.1949 in den Prozessen gegen Walter Schellenberg und Martin Sandberger (Schellenberg hatte dem Staatssicherheitsdienst angehört und war an führender Stelle für die Spionageabwehr im Inland verantwortlich; mit Wissen Heinrich Himmlers um einen Kompromißfrieden; 1950 begnadigt). Siehe zur Tätigkeit auch Nuernberg War Crimes Trials Records of Case 9. United States of America v. Otto Ohlendorf et al. September 15, 1947 – April 10, 1948. Compiled by John Mendelsohn. National Archives and Records Service General Services Administration, Washington, 1978. Als Rechtsanwalt zugelassen bei allen District Courts of the United States Military Government Courts for the United States Area of Control in Germany. Siehe Anhang: Dokumentation, S. 6/7.

<sup>14</sup> Das OMGUS-Projekt wurde vom Institut für Zeitgeschichte, München, und dem Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung im Verein mit den Landesarchiven der Bundesländer durchgeführt. Es ging um die Erfassung der Aktenbestände der US-Amerikanischen Militärbehörden in der US-Besatzungszone.

<sup>15</sup> Max Weber, 2000: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*.

<sup>16</sup> Martin Hecht, 2000: *Der blinde Prophet und seine ersten Jünger. Gefangen in den peinigenen Verliesen der Leistungszwänge: Max Weber, der vor 80 Jahren starb, war nicht nur ein enthusiastischer Erforscher der protestantischen Ethik, er war auch eines ihrer größten Opfer – sie war auch das geheime Thema seines Innenlebens*, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 139 (SZ am Wochenende), S. III.

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Thomas Schlemmer, 1998: *Aufbruch, Krise und Erneuerung*, S. 500.

<sup>24</sup> Zit. n. Rolf Hoermann, 1938: *Der Hofer Anzeiger*.

<sup>25</sup> Ich bin mit meinen Eltern von meiner Geburtsstadt Augsburg nach München gezogen, von da nach Erding, von dort nach Nürnberg, von Nürnberg in die Oberpfalz, um den Luftangriffen zu entkommen. Von dort zurück nach Nürnberg, dann nach Würzburg. Meine Studentenzeiit ist eine Zeit des Wanderns gewesen: Hannover, Hamburg, Würzburg, Marburg, Berlin. Desgleichen mein akademischer Werdegang vom graduierten Studenten bis zur Berufung auf eine Professur: Ich habe in Berlin, Washington D.C., Bochum, Mannheim, Berlin, Passau gelebt. Nirgendwo bin ich innerlich wirklich seßhaft geworden.

<sup>26</sup> Oppenheimer 1958: 80/81.

<sup>27</sup> Ebd.

<sup>28</sup> Robert K. Merton, 1980: Auf den Schultern von Riesen, S. 223/224; Siehe auch Alf Mintzel, 1992: Soziologie. Einführung in ihre Geschichte und Fragestellungen, S. 49f.

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Der Begriff des „Kulturprotestantismus“ ist neuerdings wieder in dem Impulspapier der Evangelischen Kirchen in Deutschland (EKD) „Zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur im neuen Jahrhundert“ diskutiert worden. Siehe Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 52 vom 03.03.1999, S. 16 (Heike Schmoll: Die Protestanten entdecken wieder die Kultur).

<sup>32</sup> Ausführlich hierzu Alf Mintzel, 1979: Die Stadt Hof in der Pressegeschichte, S. 163ff u. S. 222f.; Alf Mintzel, 2000: Hofer Einblattdrucke und Flugschriften, S. 41.

<sup>33</sup> Leopold von Ranke: Die Römischen Päpste, S. 781: „Wie man über momentane Zustände und Meinungen urteilen möge: der Wert der protestantisch-deutschen Wissenschaft ist nicht hoch genug anzuschlagen; sie ist nicht allein in sich selbst so fest begründet, daß jeder Angriff von ihr abprallt; über alle kleinlichen Feindseligkeiten sich erhebend, übt sie einen täglich wachsenden Einfluß auf die Gelehrsamkeit der Katholiken, welche sich in ihrer Methode und ihren Ergebnissen näher verwandt fühlen als den römischen Satzungen.“

<sup>34</sup> Das ist ein „Berliner Kapitel“ meiner Lebensgeschichte und meines Werdegangs, das ich hier nicht näher erörtern kann. Siehe hierzu auch Anmerkung 42.

<sup>35</sup> Meine intellektuelle und wissenschaftliche Entwicklung kann ich in der Retrospektive auch aus meinen Bücherkäufen und Lektüeranmerkungen verfolgen. Werke der genannten Autoren habe ich, wie meine Datierungen der Käufe anzeigen, in den Jahren von 1964 bis 1966 gekauft und gelesen, so zum Beispiel Ernst Topitsch (Hrsg.), 1965: Logik der Sozialwissenschaften; Karl R. Popper, 1966: Logik der Forschung; Max Weber und die Soziologie heute; Karl R. Popper, 1965: Das Elend des Historizismus; Karl R. Popper, 1958: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde.

<sup>36</sup> Alf Mintzel, 1975: Die CSU, S. 83ff, S. 222ff., S. 251ff; Alf Mintzel, 1977: Geschichte der CSU, S. 58ff.

<sup>37</sup> Es ist aus einer prononciert katholisch-konservativen Sichtweise versucht worden. Die einschlägigen Stellen habe ich im Augenblick nicht zur Verfügung.

<sup>38</sup> Max Weber, 1988: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, S. 170.

<sup>39</sup> Ebd., S. 146ff (Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. 1904).

<sup>40</sup> Alf Mintzel, 1975: Die CSU, S. 77ff; Alf Mintzel, 1977: Geschichte der CSU, S. 28; Karin Knorr-Cetina, 1984: Die Fabrikation von Erkenntnis, S. 44, S. 91, S. 127.

<sup>41</sup> Ich habe in meinen Forschungsberichten und Büchern über die CSU des öfteren ausführlich darauf hingewiesen. Siehe z.B. Alf Mintzel, 1975: Die CSU, S. 76ff.

<sup>42</sup> Einen sehr guten Einblick in die Berliner Situation gibt mein Berliner Kollege Jürgen Fijalkowski, 1998: Zwischen Soziologie und Politologie in Berlin, S. 268-277.

<sup>43</sup> Die „Hanns-Seidel-Stiftung e.V.“ wurde erst im Herbst 1967 ins Leben gerufen. Bis 1972 wurden zwei Gliederungen eingerichtet: (1) das „Bildungswerk der Hanns-Seidel-Stiftung e.V.“ und (2) die „Akademie für Politik und Zeitgeschehen in der Hanns-Seidel-Stiftung e.V.“. Das „Institut für Internationale Begegnung und Zusammenarbeit“ nahm erst 1974 seine Tätigkeit auf, das „Archiv für Christlich Soziale Politik“ (ACSP) erst in den 80er Jahren. Der Quellenfundus des Verfassers war anfangs sehr viel größer als der des ACSP. Siehe Alf Mintzel, 1975: Die CSU, S. 348ff.

<sup>44</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 8-11 – Beispiel einer meiner Reiseberichte vom 22. April 1969.

<sup>45</sup> Aus Anlaß der 27. Landesversammlung der CSU am 12./13.07.1968 in München.

<sup>46</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 12/13 – Schreiben von Prof. Dr. Otto Stammer an den Generalsekretär der CSU, Herrn Max Streibl, MdL, vom 21.11.1968.

<sup>47</sup> Ich gebe die Bezirksgeschäftsstelle und die Namen der inzwischen verstorbenen CSU-Mandatare selbstverständlich nicht preis.

<sup>48</sup> Dto.

<sup>49</sup> Institut für Zeitgeschichte – Archivbestand: ED 720 Bd. 1-56. Sammlung Prof. Dr. Alf Mintzel: Unterlagen zur Geschichte der CSU, Vorbemerkung, S. 4f.

<sup>50</sup> Dies wurde mir in einem Telefongespräch von Frau Auguste Niedermair, Organisationsabteilung, mitgeteilt.

<sup>51</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 14/15.

<sup>52</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 16.

<sup>53</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 17.

<sup>54</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 18.

<sup>55</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 19-22.

<sup>56</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 23.

<sup>57</sup> Schreiben des Verfassers vom 28.04.1977 an die Landesleitung, z.H. Frau Auguste Niedermair, München (4 Typoskriptseiten).

<sup>58</sup> Siehe zum Beispiel Alf Mintzel, 1995: Bayern und die CSU, S. 195-252.

<sup>59</sup> Udo Wengst, 1989: Deutsche Parteien nach 1945 und ihre Geschichte. „als Quellengrundlage dienten ihm (Mintzel – A.M.) lediglich parteiamtliche Publikationen, Zeitungen, Zeitschriften, Korrespondenzen sowie schließlich die Jahrbücher der Unionsparteien und einige wenige parteiinterne Unterlagen wie Rechenschafts- und Organisationsberichte.“

<sup>60</sup> In seiner Antwort beklagte der Historiker Hans Mommsen die „sehr unbeweglich historische Fachwelt“ und die „in letzter Zeit bedauerlicherweise eingerissenen Abgrenzungsrituale, die mit dem Lagerdenken in einem Teil des Faches zusammenhängen.“

<sup>61</sup> Siehe hierzu die folgenden Kontroversen und Kritiken: Alf Mintzel, 1987: Gehen Bayerns Uhren wirklich anders?, S. 77-93; Alf Mintzel, 1987: Rezension. Gabriele Pauli-Balleis: Polit-PR, S. 720-721; Alf Mintzel, 1988: Rezension aktuell. Winfried Becker: CDU und CSU 1945-1950, S. 668-673.

<sup>62</sup> Ich hatte in meiner großen Studie meinen breiten Fundus ungedruckter parteiinterner Quellen, wozu nicht nur Vorstandsprotokolle sondern auch Korrespondenzen gehörten, weitgehend in den 2205 Anmerkungen „versteckt“, die ihrerseits allein 149 Druckseiten ausmachten. Ich hatte diese „Versteck-Lösung“ gewählt, um von gerichtlichen Drohungen und einstweiligen Verfügungen betroffener Personen und interessierter Kreise verschont zu bleiben. Hätte ich nach dem in der Geschichtswissenschaft üblichen Verfahren die ungedruckten internen Quellen im Quellen- und Literaturverzeichnis detailliert aufgelistet, hätte ich der 776 Seiten umfassenden Studie noch rund 70 Druckseiten hinzufügen müssen und es hierdurch gewissen Personen, die eine Publikation verhindern wollten, ungemein erleichtert, irgendwelche Rechte geltend zu machen. Der „Trick“, der in einer völlig anderen Forschungslandschaft als heute notwendig war, wurde von jüngeren Historikern, die in eingefahrenen Gleisen historischer Quellenforschung dachten, offenbar nicht erkannt.

<sup>63</sup> In der „Vorbemerkung“ zum Findbuch steht: „Die Arbeiten Mintzels erregten auch wegen ihrer besonders breiten Quellenbasis Aufsehen. Seine Sammlung parteiinterner Dokumente entstand als Ergebnis umfassender, teilweise langwieriger Recherchen im Generalsekretariat und in der Landesgeschäftsstelle der CSU sowie in den Geschäftsstellen der Bezirksverbände ... Dieser Fundus an parteiinternen, zum Teil vertraulichen Dokumenten war für die Wissenschaft über Mintzels eigene Studien heraus von großer Bedeutung ... (Das) Privatarchiv Alf Mintzels (bildete) gleichsam eine Art Ersatzüberlieferung und waren so Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen zur Geschichte der bayerischen Unionspartei.“ Dieser Fundus und die breite Quellenbasis war, wie japanische, US-amerikanische und britische Publikation zeigen weithin bekannt.

<sup>64</sup> infas-Report. SPD-Mitglieder 1977. Eine Bestandsaufnahme von Aktivitäten, Einstellungen und Kommunikationsverhalten (Teil 1:). Analyse des Datenmaterials. Bonn-Bad Godesberg, Oktober 1977. infas-Report. SPD-Mitglieder. Eine Bestandsaufnahme von Aktivitäten, Einstellungen und Kommunikationsverhalten – Tabellenband (Teil 2:) Kapitel 3 und 4. Bonn-Bad Godesberg, August 1977.

<sup>65</sup> Alf Mintzel, 1998: Die CSU-Hegemonie in Bayern, S. 115-212: „Was ist falsch mit Bayerns SPD?“, S. 213-252: „Die F.D.P. im Schatten der Macht: Abstieg in die Bedeutungslosigkeit“.

<sup>66</sup> Das Problem der Verschlusssache in einer prinzipiell offenen Wissenschaft wurde übrigens auch im Passauer Diplomstudiengang „Sprachen, Wirtschafts- und Kulturraumstudien“ im Fach Soziologie wiederholt aktuell. Ich betreute Diplomarbeiten, deren Ergebnisse nicht eingesehen werden dürfen. Eine befaßte sich mit dem Scheitern eines deutsch-amerikanischen Kooperationsprojektes der Firma Siemens in den USA, eine andere mit Produkteigenschaften bei Mercedes-Benz. Ich mußte den Unternehmen schriftlich die Vertraulichkeit zusichern. Wie gehen wir mit dieser Art von „Geheimwissenschaft“ um?

<sup>67</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 24-26 – Vermerk für Herrn Prof. Stammer vom 12. Juli 1967.

<sup>68</sup> Nach Auskünften meiner damaligen Berliner Kollegen im ehemaligen Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung an der Freien Universität Berlin.

<sup>69</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 27-38: (1) Institut für internationale Politik und Wirtschaft (IPW). Schreiben vom 30.04.1976 an den Verfasser; (2) Schreiben des Verfassers an das Universitäts-Außenamt der Freien Universität Berlin vom 06.05.1976; (3) Bericht des Verfassers über die Einladung des IPW vom 06.05.1976; (4) Schreiben des Verfassers an den Vorsitzenden des Fachbereichs 15 (Politische Wissenschaft), Herrn Prof. Dr. Gerhard Huber, vom 10.05.1976; (5) Schreiben des Universitäts-Außenamtes der Freien Universität Berlin an den Verfasser vom 24.06.1976; (6) Schreiben des Verfassers an den Regierenden Bürgermeister von Berlin, Senatskanzlei, Herrn Reg. Dir. Soeder vom 30.06.1976.

<sup>70</sup> Die Kuriere kamen in mein Amtszimmer im Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung, Berlin-Schöneberg, Babelsberger Str. 14-16.

<sup>71</sup> Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik. Schreiben vom 06.10.2000 an den Verfasser (Aktenzeichen 033261/00 Z).

<sup>72</sup> Der Bescheid erfolgte auf meine Schreiben vom 08.11.2000 hin telefonisch am 15.11.2000.

<sup>73</sup> Seit Mitte August 2000 lt. Schreiben des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik vom 16.08.2000 an den Verfasser.

<sup>74</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 39/40 – Kommunistische Hochschulzeitung. Herausgegeben von der Kommunistischen Hochschulgruppe (KHG), Nr. 16, 31.5.1977, S. 10.

<sup>75</sup> Im „Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung“ (bzw. im vormaligen „Institut für politische Wissenschaft“) waren, dies muß ich hinzufügen, auch andere Forscher bespitzelt worden. Siehe zum Beispiel mein früherer amerikanischer Kollege Prof. Dr. Harold Hurwitz, 1999: Mein Leben in Berlin, in Leviathan, 27. Jg., H.2/1999, S. 264-281.

<sup>76</sup> Siehe Anhang: Dokumentation, S. 41 – Schreiben des Fachbereichssprechers vom 17.11.80 an den Verfasser.

<sup>77</sup> Am 15. Oktober 1978 in Washington, D.C., in den National Archives.

<sup>78</sup> Alf Mintzel, 1980: Franz Josef Strauß und die CSU-Landesgruppe im Deutschen Bundestag, S. 281-307. Siehe hierzu im Anhang: Dokumentation, S. 42/43.

<sup>79</sup> Das Angebot eines Rufes erfolgte am 4.5.1981 mit Schreiben des Bundesministers der Verteidigung, Hans Apel. Siehe Anhang: Dokumentation, S. 44.

<sup>80</sup> Dr. Edmund Stoiber, damals Generalsekretär der CSU, München, Schreiben an den Verfasser vom 26.05.1981.

<sup>81</sup> Ich will mit der Metapher des „Bayerischen Kongo“, die meines Wissens von Franz Josef Strauß stammt, mich nicht wie Herta Däubler-Gmelin dem Vorwurf des „innerdeutschen Rassismus“ aussetzen (Siehe hierzu PNP Nr. 239 vom 17.10.2000, S. 1 und 7). Die Justizministern löste kürzlich mit ihrer saloppen Frage, ob der Bayern-Manager Uli Hoeneß „aus dem Bayerischen Wald“ käme, einen Sturm der Entrüstung aus. Sie mußte sich den Vorwurf gefallen lassen, Bürger, die im Bayerischen Wald leben, abzuqualifizieren (Ebd.). In Bayern selbst gibt es allerdings mehr oder weniger respektvolle landsmannschaftliche Zuordnungen: meine Familie war zum Beispiel aus dem „Bayerischen Sibirien“, wie das Vogtland oberhalb des Gebirges genannt wird südwärts gewandert. Hinter solchen Bezeichnungen verbergen sich noch heute alte regionalkulturelle Animositäten. Das analytisch geschulte Auge des Sozialwissenschaftlers und Ethnologen kann in den heftigen Reaktionen aus Niederbayern unschwer kollektive Heimatidentitäten entdecken, die von Parteien ihren expressiven Funktionen gemäß instrumentalisiert werden.

<sup>82</sup> Prof. Dr. Rudolf Wildenmann, Prof. Dr. Franz Lehner, Prof. Dr. Karl Schumacher (CDU). Zur Konferenz siehe *La riorganizzazione di un partito democratico cristiano: il caso tedesco con vegni dell'AREL*, Fiuggi, 13 settembre 1983, a cura die Giorgio Freddi, Roma.

---

<sup>83</sup> Wie heikel politiknahe zeitgeschichtliche und sozialwissenschaftliche Parteienforschung werden kann, dafür bot auch die „Gedenkfeier“ der Universität Passau „zu Ehren“ des 100. Geburtstages des altbayerischen Politikers Fritz Schäffer ein Musterbeispiel. Es steht außer Frage, daß die Wirtschafts- und Finanzpolitik eines ehemaligen Mitgliedes von Bundesregierungen zum Gegenstand wissenschaftlicher Analysen gemacht werden kann. Was anderes ist es aber, auf der Plattform einer wissenschaftlichen Institution eine **Gedenkfeier** auszurichten. Das war mehr als nur eine Stilfrage.

Die Universität Passau wurde für eine parteiliche Gedenkfeier in Dienst genommen. Die „CSU-Familie“ feierte mit „ihrer“ Universität Passau den „größten niederbayerischen Politiker des Jahrhunderts“. Ich ging seit 1988 auf Distanz zu diesen milieuspezifischen Verfilzungen und Vereinnahmungen und schrieb einen bissigen Artikel in der Süddeutschen Zeitung.

Meine Kritik an der akademischen Veranstaltung lief im Kern darauf hinaus, die Universität Passau allzu sehr in das katholisch-konservative Sozialmilieu einzupassen und die Funktionen der Institution Wissenschaft mit den Interessen einer Partei zu vermengen. Ein feierliches Gedenksymposium wäre besser bei der CSU-nahen Hanns-Seidel-Stiftung aufgehoben gewesen.

<sup>84</sup> Alf Mintzel, 2000 (im Erscheinen): Schäffer, Fritz (Friedrich).

<sup>85</sup> Passauer Neue Presse, Nr. 267 vom 20.11.2000, „Passauer Gespräche“.

<sup>86</sup> Alf Mintzel, 1992: Der Passauer Madonnen-Streit, S. 295-348; Alf Mintzel, 1996: Der Madonnenstreit, S. 56-73; Alf Mintzel / Barbara Wasner, 1994: Das Madonnenexperiment.

<sup>87</sup> Passauer Neue Presse Nr. 267 vom 20.11.2000, „Passauer Gespräche“.

<sup>88</sup> Katechismus der katholischen Kirche, S. 154ff., S. 277ff.

<sup>89</sup> Alf Mintzel, 2000: Hofer Einblattdrucke und Flugschriften.

<sup>90</sup> Siehe Alf Mintzel, 1979: Die Stadt Hof in der Pressegeschichte, S. 225ff.

<sup>91</sup> Siehe Alf Mintzel, 1998: Meta-Ordnungen für multiethnische und multikulturelle Gebilde.

<sup>92</sup> Alf Mintzel, 2001 (im Erscheinen): Europa Sacrale.

<sup>93</sup> Alf Mintzel, 1997: Multikulturelle Gesellschaften in Europa und Nordamerika.

<sup>94</sup> Zit. n. Norbert Niemann: Realismus der Entzauberung, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 243 vom 21./22.10.2000, S. 17.

<sup>95</sup> Max Weber, 1988: Gesammelte Aufsätze, S. 213 u. 180.